

beNNO

Leseprobe



Theodor Fontane

Wenn die ganze Stadt voll Lichter ist

Eine poetische Weihnachtsgabe

128 Seiten, 11,5 x 16 cm, gebunden, durchgehend farbig
gestaltet, mit zahlreichen Farbfotos

ISBN 9783746254906

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2019

Weihnachtsspruch 1861

Sei heiter!
Es ist gescheiter
als alles Gegrübel; –
Gott hilft weiter,
zur Himmelsleiter
werden die Übel.

THEODOR FONTANE

WENN DIE GANZE
VOLL *Stadt*
Lichter IST



benno

Inhaltsverzeichnis



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de

ISBN 978-3-7462-5490-6

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Zusammenstellung: Volker Bauch, Gößnitz
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Umschlagmotiv: © Archivist/Fotolia
Gesamtherstellung: Kontext, Dresden (A)



Alles still und schneebedeckt

6



Noch ist Herbst nicht ganz entflohn

24



Gekommen ist der Heil'ge Christ

52



Gott zum Gruß, Herr Silvester

98



ALLES still UND schneebedeckt

Alles still!
dem Auge zeigen,
schneebedeckt,
sich Wald und Flur,
und darüber thront
das Schweigen,
und der
Sternenhimmel
nur.



Alles Still!

Spätherbst



Alles still! dem Auge zeigen,
schneebedeckt, sich Wald und Flur,
und darüber thront das Schweigen,
und der Sternenhimmel nur.

Alles still! vergeblich lauschet
man der Dohle heisrem Schrei,
keiner Fichte Wipfel rauschet,
und kein Bächlein summt vorbei.

Alles still! die fernen Hütten
sind wie Gräber anzusehn,
die, von Schnee bedeckt, inmitten
eines schlchten Friedhofs stehn.

Alles still! und ach, dem Schweigen
schaut mein Herz wie neidisch zu;
würde bald auch ihm zu eigen
solche tiefe, tiefe Ruh.

Schon mischt sich Rot in der Blätter Grün,
Reseden und Astern sind im Verblühn,
die Trauben geschnitten, der Hafer gemäht,
der Herbst ist da, das Jahr wird spät.

Und doch (ob Herbst auch) die Sonne glüht –
weg drum mit der Schwermut ans deinem Gemüt!
banne die Sorge, genieße, was frommt,
eh' Stille, Schnee und Winter kommt.





Glück, von deinen tausend Losen



Glück, von deinen tausend Losen
eines nur erwähl' ich mir
Was soll Gold? Ich liebe Rosen
und der Blumen schlichte Zier

Und ich höre Waldesrauschen
und ich seh' ein flatternd Band

*Glück, von deinen tausend Losen
eines nur erwähl' ich mir
Was soll Gold? Ich liebe Rosen*

Aug' in Auge Blicke tauschen
und ein Kuss auf deine Hand
Geben nehmen, nehmen geben
und dein Haar umspielt der Wind

Ach, nur das, nur das ist Leben
wo sich Herz zum Herzen find't

*Glück, von deinen tausend Losen
eines nur erwähl' ich mir
Was soll Gold?
Was soll Gold?
Was soll Gold?
Ich liebe Rosen*

Der erste Schnee



Herbstsonnenschein. Des Winters Näh
verrät ein Flockenpaar;
es gleicht das erste Flöckchen Schnee
dem ersten weißen Haar.

Noch wird – wie wohl von lieber Hand
der erste Schnee dem Haupt –
so auch der erste Schnee dem Land
vom Sonnenstrahl geraubt.

Doch habet acht! mit einem Mal
ist Haupt und Erde weiß,
und Liebeshand und Sonnenstrahl
sich nicht zu helfen weiß.



Schneefeuern

Hilde lebte sich ein, und es waren glückliche, helle Tage, so hell wie der Schnee, der draußen lag. Alle Morgen musste Martin in die Schule, zweimal auch zu Sörgel, aber wenn er dann eine Stunde vor Essen wiederkam und seine Mappe mit der Schiebertafel in das Brotschapp gestellt hatte, so ging es mit der ihn schon erwartenden Hilde rasch in die Winterfreude hinaus, die jeden Tag eine andere wurde. Die größte aber war, als sie sich auf dem Hofe eine Schneehütte gebaut und die Höhle darin mit Stroh und Heu ausgepolstert hatten. Da saßen sie halbe Stunden lang, sprachen kein Wort und hielten sich nur bei den Händen. Und Martin sagte, sie seien verzaubert und säßen in ihrem Schloss, und der Riese draußen ließe niemand ein. Dieser Riese aber war ein Schneemann, dem Joost eine Perücke von Hobelspänen aufgesetzt und anfänglich ein Schwert in die Hand gegeben hatte, bis einige Tage später aus dem Schwert ein Besen und mit Hilfe dieses Tausches aus dem Riesen selbst ein Knecht Ruprecht geworden war. Das war um die Mitte Dezember. Als aber bald danach die letzte Woche vor dem Fest anbrach, da fingen auch die Heimlichkeiten an, und Martin war stundenlang fort, ohne dass Hilde gewusst hätte, wo. Und wenn sie dann fragte, so hörte sie nur, er sei bei Sörgel oder bei Melcher Harms oder bei dem alten Drechsler Eickmeier, der in der Weihnachtszeit außer seinen Pfeifen und seinem Schwamm auch noch Bilderbogen verkauft. Mehr aber konnte niemand sagen, und erst

am Heiligabende selbst musste der Geheimnisvolltuende von seinem Geheimnis lassen, um sich ebenso der Zustimmung des Vaters wie der Hilfe Grissels zu versichern. Und diese letztere half denn auch wirklich und freute sich, dass es etwas Schönes werden würde, worüber ihr keinen Augenblick ein Zweifel kam. Und als es nun dunkelte und drüben von der Kirche her die kleine Glocke zu läuten anfing, da war alles fertig, und der Heidereiter selbst führte Hilden in seine Stube, drin unter dem Christbaum neben anderen Geschenken auch die ganze Stadt Bethlehem mit all ihren Hirten und Engeln aufgebaut worden war. Alles leuchtete hell, weil hinter dem geölten Papier eine ganze Zahl kleiner Lichter brannte; am hellsten aber leuchtete der Stern, der über dem Kripplein und dem Jesuskind stand. Hilde konnte sich nicht satt sehen daran, und als endlich der Lichterglanz in der Stadt Bethlehem erloschen war, trat sie vor den Heidereiter hin, um ihm für alles, was ihr der Heilige Christ beschert hatte, zu danken.

»Und nun sage mir«, sagte dieser, »was hat dir am besten gefallen?«

Sie wies auf die Stadt.

»Dacht' ich's doch!«, lachte Baltzer Bocholt, »die Stadt! Aber die Stadt ist nicht von mir, Hilde, die hat dir der Martin aufgebaut und hat seine Sparbüchse geplündert. Und der alte Melcher Harms hat ihm geholfen, und alles, was in Holz geschnitzt ist und auf vier Beinen steht, das ist von ihm. Ja, das versteht er. Aber der Martin hat doch das Beste getan, und wenn du wem danken willst, so weißt du jetzt, wohin damit.«

Und dabei wies er auf Martin, der scheu neben dem Ofen stand.



Hilden selbst aber war alle Scheu geschwunden, und sie lief auf Martin zu und gab ihm einen herzhaften Kuss, *so* herhaft, dass der alte Heidereiter ins Lachen kam und immer wiederholte: »Das ist recht, Hilde, das ist recht. Ihr sollt euch lieb haben, so recht von Herzen, und wie Bruder und Schwester. Ja, so will ich's, das hab' ich gern.«

Und danach ging es zu Tisch, und alle ließen sich den Weihnachtskarpfen schmecken und waren guter Dinge, nur Hilde nicht, die noch immer in fieberhafter Erregung nach dem dunkelgewordenen Bethlehem hinübersah und endlich froh war, als sie gute Nacht sagen und in die Giebelstube hinaufsteigen konnte. Hier stellte sie, was ihr unten beschert worden war, auf das oberste Brett ihres Schrankes und sagte zu Grissel, während sie den Binsenstuhl an das Bett derselben heranrückte: »Nun erzähle.«

»Wovon, Kind?«

»Von der Jungfrau Maria.«

»Und von dem Jesuskindlein?«

»Ja. Von dem Kindlein auch. Aber am liebsten von der Jungfrau Maria. War es seine Mutter?«

»Ach, du Herr des Himmels!«, entsetzte sich Grissel. »Hast du denn nie gelernt: »Geboren von der Jungfrau Maria? Kind, Kind! Ach, und deine Mutter, die Muthe, hat sie dir denn nie das zweite Stück vorgesagt? Wie? Sage!«

»Sie hat mir immer nur ein Lied vorgesagt.«

»Und wovon?«

»Von einem jungen Grafen.«

»Und nichts von Gott und Christus? Und weißt auch nicht, was



Weihnachten ist? Und bist am Ende gar nicht getauft? Und da lässt der Pastor dich umherlaufen, sagt nichts und fragt nichts, und der Böse geht um, und ist keiner, der ihm widerstände, der nicht den Glauben hat an Jesum Christum, unseren Herrn und Heiland. Ach, du mein armes Heidenkind! ... Aber nimm dir ein Tuch und wickele dich ein, denn es ist kalt, und dann höre zu, was ich dir sagen will.«

Und Grissel erzählte nun von Joseph und Maria und von Bethlehem, und wie das Christkind allda geboren sei.

»Von der Jungfrau Maria?«

»Ja, von *der*. Denn das Kind, das sie gebar, das war nicht des Josephs Kind, das war das Kind des Heiligen Geistes.«

Es war ersichtlich, dass Hilde nicht verstand und verlegen war.

Aber sie wollte nicht weiter fragen und sagte nur: »Und wie kam es dann?«

»Ei, dann kam es so, wie du's heute gesehen hast und wie Martin und Joost es dir aufgebaut haben. Und meinetwegen auch der alte Melcher. Erst kam der Stern und stand über dem Hause still, und dann erschienen die Hirten, und zuletzt kamen die drei Könige von Morgenland und brachten Gold und Gaben und köstliche Gewänder, und alles war Licht und himmlische Musik, und der Himmel war offen, und die Engel Gottes stiegen auf und nieder. Und es war Freud' im Himmel und auf Erden, denn unser Heiland war geboren. Und dieser Geburtstag unseres Heilandes ist unser Weihnachtstag!«

Hildes Augen waren immer größer geworden, und sie sagte jetzt: »Ah, das ist schön und wird einem so weit! Erzähle mir immer mehr. Ich seh' es alles und höre die himmlische Musik, und dazwischen ist es wie Glockenläuten. Ernst und schwer. Und ist immer derselbe Ton ...«

Indem aber hatte sich Grissel aufgerichtet, hielt ihre Hand ans Ohr und sagte: »Hilde, Kind, was ist das? ... Immer *ein* Ton, freilich. Und immer derselbe ... Das ist die Feuerglocke ... Horchl!« Und sie war aus dem Bett gesprungen, warf ihren Friesrock über und sah hinaus. Aber im Dorfe war kein Feuerschein, und so lief sie nach der anderen Giebelstube hinüber, wo Martin schlief, und riss das Fenster auf. Und da sah sie die Glut, nicht unten im Tal, aber oben, und wenn nicht alles täuschte, so musst' es auf Kunerts-Kamp sein, hart am Walde, denn die Rückseite von Ellernklipp stand angeglüht im Widerschein. Und sie flog treppab, um den Heidereiter zu wecken. Aber der stand schon auf der

Diele, den Hirschfänger an der Koppel, und rief ihr zu: »Meinen Hut; rasch! Verdammte Wirtschaft! Wer hat den Hut vom Ständer genommen?« – »Er hängt ja; weiß Gott, Baltzer, Ihr habt wieder Euren Koller und kein Aug' im Kopf. Hier.« Und er riss ihr den Hut aus der Hand. In der Tür aber wandt' er sich noch einmal zurück und sagte scharf und bestimmt: »Und dass du mir das Haus hütest, Grissel. Ich befehl' es. Ein Feuer wie das ist kein Küchenfeuer. Und Hilde soll ins Bett. Und Martin auch.« Damit war er die Treppenstufen hinunter und ging auf Diegels Mühle zu, von der er dann, als auf dem nächsten Wege, nach Ellernklipp hinaufwollte.

Mittlerweile war auch Hilde die Treppe herabgekommen und stellte sich mit auf die zugige Diele, denn Vor- und Hintertür standen weit offen. Und nicht lange, so rollte von Emmerode her über den hartgetretenen Schnee die Dorfspritze heran. Allerhand junges Volk hatte sich vorgespannt, andere schoben, und Grissel, die bis auf die Vortreppe hinausgetreten war, fragte, wo es sei.

»Auf Kunerts-Kamp. Der Muthe Rochussen ihr Haus brennt.« Und damit ging es weiter. Aber ehe noch die Spritze zwischen den Erlen verschwunden war, erklärte Hilde, die jedes Wort gehört hatte, dass sie gehen und das Feuer sehen wolle.

»Du darfst nicht.«

Aber sie bat weiter, und als Grissel unerbittlich blieb, sagte sie: »Gut, so geh' ich allein. Du wirst mich doch nicht halten wollen?« Und damit lief sie fort und kam erst zurück und beruhigte sich erst wieder, als ihr die bang und ängstlich nachstürzende Grissel ein Mal über das andere zugesichert hatte, sie nicht ein-



sperren oder mit Gewalt festhalten, ihr vielmehr in allem zu Willen sein zu wollen. Und wirklich, sie hielt Wort; und als sie die vor Erregung immer noch zitternde Hilde wohl verwahrt und in ihre Weihnachtspelzkappe gesteckt hatte, gingen sie, rechts um das Haus biegend, einen mit lockerem Schnee gefüllten Graben hinauf, der unmittelbar neben dem Heckenzaun hin auf die Höhe zulief. Eine Zeitlang war es ihnen, als ob oben alles erloschen sei, denn sie sahen keinen Schein mehr. Aber kaum dass der anfänglich tiefe Graben etwas flacher gefroren war, so lag auch das Feuer vor ihnen, wie mit Händen zu greifen, und die Glutmasse wirbelte immer heftiger in die Höhe. Hilde stand wie gebannt. Endlich aber sagte sie: »Komm, wir wollen näher.«

Und damit hielten sie sich auf einen hohen Grenzstein zu, der zwischen Kunerts-Kamp und den Sieben Morgen lag und das verschneite Heidekraut weit überragte. Auf den stellten sie sich und sahen hinüber in die Flamme.

Die Spritze war schon da, trotzdem man sie stückweise hatte herauftragen müssen, aber Wasser fehlte. Denn der Ziehbrunnen, der zu dem Hause gehörte, lag schon im Bereich des Feuers, und niemand konnte mehr heran. Es schien aber doch, als ob Wasser von irgendwoher erwartet werde, denn eine lange Kette hatte sich bis Ellernklipp hin aufgestellt, und nur der Heidereiter achtete weit mehr auf das, was an der entgegengesetzten Seite vorging, weil er vor allem seinen Wald zu retten wünschte. Der lag freilich noch gute hundert Schritte zurück, aber gerade da, wo die Muthe gewohnt hatte, schob er eine lange Spitze vor, deren vorderstes Gezweig bereits bis über die Gartenzäunung

hing. Es war klar, dass der Wald in äußerster Gefahr schwachte, wenn es nicht gelang, einen breiten Zwischenraum zu schaffen, und Baltzer Bocholt, der wohl erkannte, dass er um des Ganzen willen einen Einsatz nicht scheuen dürfe, wies jetzt, als er seine Holzschräger und Schindelspeller um sich versammelt sah, auf die Stelle hin, wo seiner Meinung nach, der Schnitt gemacht und die vorspringende Spitze von dem eigentlichen Gebreite des Waldes abgetrennt werden musste. »Vorwärts!« Und nicht lange, so hörte man den Schlag der Axt und das Krachen und Stürzen der Bäume, die, wenn kaum erst halb angeschlagen, an langen Stricken niedergerissen wurden. Und eine kleine Weile noch, so gab es auch Wasser oder doch die Gelegenheit dazu, denn aus dem Tale herauf, von Diegels Mühle her, erschien eben jetzt eine Schlittenschleife, die mit Schaufeln und Spaten, mit Eimern und Kesseln und überhaupt mit allem bepackt worden war, dessen man unten in der Eile hatte habhaft werden können; und während einige der Leute sofort sich anschickten, mit Stangen und Feuerhaken ein paar brennende Balken aus der Feuermasse herauszureißen, schleppten andere die Kessel, große und kleine, vom Schlitten her in die Glut und schippten den umherliegenden Schnee hinein. Und wieder andere waren, die hockten um die Kessel her und trugen den Schnee, wenn er geschmolzen, in Butten und Eimern an die nebenstehende Spritze, deren erster Strahl eben jetzt in die Glutmasse niederfiel. Aber der Heidereiter, unschwer erkennend, dass an der Muthe Haus wenig gelegen und noch weniger zu retten war, schrie mit lauter Stimme dazwischen: »Unsinn! Hierher!« Und gehorsam seinem Kommando, packten alle, die zur Hand waren, nach der

Spritzendeichsel und jagten über die verschneiten Baumstüben fort, bis sie dicht an der Waldecke hielten, an eben jener bedrohtesten Stelle, wo der angeglühte Schnee bereits von den Zweigen zu tropfen anfing.

Und Hilde starrte wie benommen in das mit jedem Augenblicke sich neugestaltende Bild, das, alles sonstigen Wechsels ungeachtet, in drei fest und unverändert bleibenden Farbenstufen vor ihr lag: am weitesten zurück die schwarze Schattenmasse des Waldes, *vor* dem Walde das Feuer und *vor* dem Feuer der Schnee. Über dem Ganzen aber der Sternenhimmel.

Und sie sah hinauf, und die Engel stiegen auf und nieder. Und es war wieder ein Singen und Klingen, und die Wirklichkeit der Dinge schwand ihr hin in Bild und Traum.

Und so stand sie noch, als sie drüben ein Rufen und Schreien hörte, vor dem ihr Traum zerrann, und als sie wieder hinklickte, sah sie, dass das brennende Haus in ein Wanken und Schwanken kam und im nächsten Augenblicke jäh zusammenstürzte.

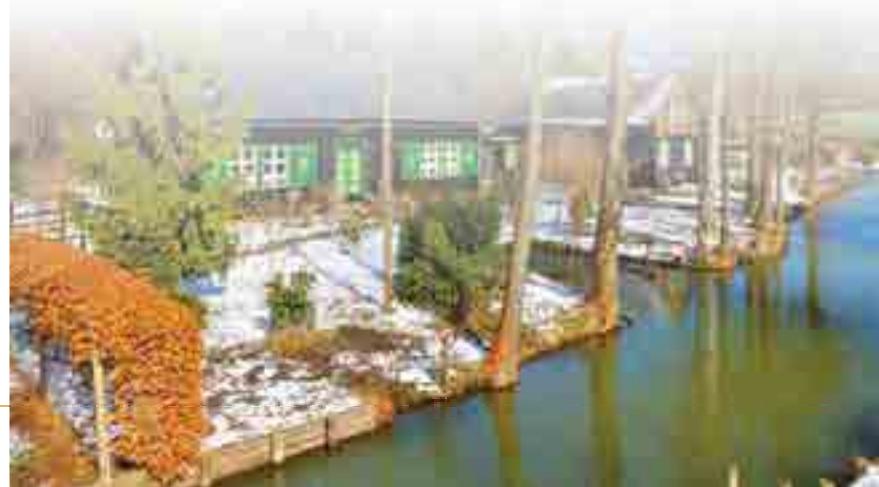
Die Funken flogen himmelan und verloren sich in den Sternen. Eine Minute lang folgte sie noch wie geblendet dem Schauspiel, während sie zugleich das in die Höhe gerichtete Auge mit ihrer Hand zu schützen suchte. Dann aber ließ sie die Hand wieder fallen und sagte: »Komm, Grissel, mich friert. Und es ist nun alles vorbei.«

Aus der Novelle »Ellernklipp«

Eust ein Leibarzt diesen Winter

(1881)

Erst ein »Leibarzt« diesen Winter,
dann ein »Hausarzt« gleich dahinter,
ach, zwei Doktors ist zu viel;
aber leben wollen beide,
nun, Kritik, sprich aus, entscheide,
wer am besten dir gefiel?
Leibarzt muss zum Hausarzt schicken,
Hausarzt an dem Leibarzt flicken,
aber ach, es hilft nicht viel;
einer muss den andern haben,
um den andern zu begraben,
und »die Ruh« ist beider Ziel.





In Verlegenheit



Wie's scheint, so wechseln meine Rollen
dir gegenüber mit der Zeit;
auftrat ich mit: ,Verhimmelwollen',
dann übt' ich flüchtig mich im Schmollen,
jetzt spiel' ich die *Verlegenheit*.

Wenn ich an deiner Seite sitze,
wo bleibt die Zungenfertigkeit?
Wo bleiben meine schlechten Witze? –
Ich rede von der Zimmerhitze –
ist's möglich! aus Verlegenheit.

Du stickst – vielleicht ein Paar Pantoffel
für dein zukünftig Regiment;
ein Witz liegt nah, – und doch, ich Stoffel,
erzähl' dir, dass man die Kartoffel
jetzt frei von allem Fusel brennt.

Verlegenheit! ach, bis zum Weinen
hat heut sie wieder mich gequält,
als ich, mit meinen langen Beinen
hintrabend auf den Pflastersteinen
hier – diese Schätze ausgewählt.



Ein Weihnachtsmann mit vollen Händen,
so hätt' ich gerne dir beschert; –
ja, wenn die Sachen anders ständen!
Kaum angefangen, musst' ich enden,
denn ach, der Beutel war leerert.

Halt ein, o Lied, das sind Verstöße
ja gegen Takt und Schicklichkeit,
halt ein und gebe meiner Blöße
nicht eine lächerliche Größe
durch Worte – der Verlegenheit.



NOCH IST
Herbst
NICHT GANZ
entflohn

*Noch ist Herbst
nicht ganz entflohn,
aber als Knecht Ruprecht
schon kommt der Winter
hergeschritten, und als-
bald aus Schnees Mitten
klingt des Schlitten-
glöckleins Ton.*





Es wird eine Freude sein



Weihnachten rückte heran und schon die ganze Woche vorher hieß es: »Aber diesmal wird es eine Freude sein ... so was Schönes«, und wenn ich dann mehr wissen wollte, setzte die gute Schröder hinzu: »Gerade was du dir gewünscht hast ... Die Mama ist viel zu gut, denn eigentlich seid ihr doch bloß Rangen.«

»Aber was is es denn?«

»Abwarten.«

Und so, fieberthaft gespannt, sahen wir dem Heiligabend entgegen. Endlich war er da. Wie herkömmlich verbrachten wir die Stunde vor der eigentlichen Bescherung in dem kleinen, nach dem Garten hinaus gelegenen Wohnzimmer meines Vaters, das absichtlich ohne Licht blieb, um dann den brennenden Weihnachtsbaum, den meine Mama mittlerweile zurechtmachte, desto glänzender erscheinen zu lassen. Mein Vater unterhielt uns, während dieser Dunkelstunde, so gut er konnte, was ihm jedes Mal blutsauer wurde. Denn wiewohl er unter Umständen, wie vielleicht nur allzu oft hervorgehoben, in reizendster Weise mit uns plaudern und uns durch freie Einfälle, die wir verstanden, oder auch nicht verstanden, zu vergnügen wusste, so war er doch ganz unfähig, etwas einer bestimmten Situation Anzupassendes, also etwas für ihn mehr oder weniger Zwangsmäßiges, leicht und unbefangen zum Besten zu geben. Sonst ein so glücklicher Humorist, konnte er den richtigen Ton bei

solchen Gelegenheiten nie treffen. Am Weihnachtsabend trat dies immer sehr stark hervor. Er sagte dann wohl zu sich selbst, fast als ob er sich auf eine richtige Stimmung hin präparierte: »Ja, das ist nun also Weihnachten ... An diesem Tage wurde der Heiland geboren ... ein sehr schönes Fest«, und hinterher wiederholte er all diese Worte auch wohl zu uns und sah uns dabei mit zurechtgemachter Feierlichkeit an. Aber eigentlich schwankte er bloß zwischen Verlegenheit und Gelangweiltsein, und wenn dann zuletzt die Klingel der Mama das Zeichen gab und wir, nach dreimaligem Ummarsch um einen kleinen runden Tisch und unter Absingung eines an Plattheit nicht leicht zu übertreffenden Verses:

»Heil, Heil, Heil,
Heil, dreifacher Segen,
strahl' o heller Lichterglanz,
unsrem Fest entgegen«,

über den Flur fort in das Vorderzimmer einmarschierten, war er, mein Vater, womöglich noch froher und erlöster als wir, die wir bis dahin doch bloß vor Ungeduld gelitten hatten. So war es auch an dem hier zu schildernden Weihnachtsabend wieder. Unser Einmarsch, unter Absingung obiger Strophe, war eben erfolgt und verwirrt und befangen standen wir, auf den Baum starrend, um die Tafel herum, bis die Mama uns endlich bei der Hand nahm und sagte: »Aber nun seht euch doch an, was euch der Heilige Christ beschert hat. Hier das – und diese Worte richteten sich speziell an mich, – »hier das

unter der Serviette, das ist für dich und deinen Bruder. Nimm nur fort.« Und nun zögerten wir auch nicht länger und entfernten die Serviette. Was obenauf lag, weiß ich nicht mehr, vielleicht zwei große Pfefferkuchenmänner oder Ähnliches, jedenfalls etwas, was uns enttäuschte. »Seht nur weiter«, und nun nahmen wir, wie uns geheißen, auch das zweite Tuch ab. Ah, das verlohrte sich. Da lagen, gekreuzt, zwei schöne Korbsäbel, also genau das (die gute Schröder hatte recht gehabt), was wir uns so sehnlich gewünscht hatten. Und so stürzten wir denn auf die Mama zu, ihr die Hände zu küssen. Aber sie wehrte uns ab und sagte auch diesmal wieder: »Seht nur weiter«, und in einem Aufregezustand ohnegleichen, denn was konnte es nach diesem Allerherrlichsten noch für uns geben, wurde nun auch die dritte Serviette fortgezogen. Aber, alle Himmel, was lag da! Ein aus weißem und rotem Leder geflochtener Kantschu, der damals, ich weiß nicht unter welcher sprachlichen Anlehnung, den Namen Pesarik führte. Meine Mutter hatte erwartet, unsere Freude durch diese scherzhafte Behandlung des Themas gesteigert zu sehen. Aber nach der Freudenseite hin gingen meine Gedanken und Gefühle durchaus *nicht*. Ganz im Gegenteil. Ich war einfach außer mir und lief in den Garten hinaus, um da wieder zu mir selbst zu kommen, was freilich nicht glücken wollte. Die Weihnachtsfreude war hin, war an einem gutgemeinten, aber verfehlten Scherze gescheitert. Hatte ich Unrecht? Ich glaube, nein. Jedenfalls, wie ich die Sache vor sechzig Jahren ansah, so sehe ich sie noch heute an. Es lag diesem Einfall eine volle Wesens- und Charaktererkennung zugrunde. Für andere hätte es vielleicht gepasst, für mich nicht.



Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal, in einem Bogumil Goltzschen Buche, das den Titel führte: »Aus meiner Kindheit« (oder so ähnlich) gelesen zu haben, er, der Verfasser, sei jedes Mal glücklich gewesen, wenn der Pesarik seiner Mutter aus aller Macht über ihn gekommen sei. »Um jeden Schlag schade, der vorbeiging.« Natürlich kann auch nach diesem Prinzip erzogen werden und ich will gern einräumen, dass dabei prächtige, urkraftige Jungen heranwachsen können, die für die Zukunft mehr Tüchtigkeit versprechen, und dies Versprechen auch halten, als solch empfindsames, von allerhand Eitelkeiten beherrschtes Bürschchen, wie ich eines war. Aber wenn dies auch dreimal richtig wäre, so bliebe dieser Erziehungseinfall – denn etwas Erzieherisches sollte es im Letzten doch sein – in meinen Augen immer noch ebenso verfehlt. Ich konnte mich doch nicht plötzlich umwandeln; ich blieb, meinetwegen leider, genau dieselbe Empfindling, der ich war nichts an mir und in mir wurde besser, ich hatte nichts davon als eine Kränkung und ein verdorbenes Fest. Es gibt nun mal verschiedene Naturen und



wenn es geboten sein mag, schwächer Ausgestattete zu kräftigen und zu stählen, auch wenn es diesen zunächst wehe tut, so ist doch, von den sonstigen Schwierigkeiten der Sache ganz abgesehen, die Stunde, wo der Weihnachtsbaum angezündet wird, sicherlich nicht der Zeitpunkt dafür. Es soll an diesem Abend nicht erzogen, sondern erfreut werden und der, dem diese Aufgabe zufällt und der sich ihr noch dazu freudig und liebevoll zu unterziehen trachtet, der muss sich doch notwendig die Frage vorlegen, ob der zu Erfreude an dem, wodurch man ihn erfreuen will, auch wirklich eine Freude haben kann.

Überhaupt, der Abend, an dem dies spielte, war kein rechter Glücksabend.

Es gibt eine kleine Geschichte, die sich, wenn ich nicht irre, »Die Pantoffeln des Kasan« betitelt. Gerade damals musste ich diese, die mutmaßlich aus Tausendundeiner Nacht herübergenommen war, aus meinem französischen Lesebuch übersetzen. Es handelt sich darin um ein Paar hübsche Pantoffeln, die jeder gern haben möchte; sobald er sie aber hat, bringen sie ihm bloß Unglück. Ähnlich erging es mir mit den Korbsäbeln



– ich wollte sie haben, und als ich sie hatte, brach das Unheil über mich herein. Allerdings war mir bis zum Eintritt der eigentlichen Katastrophe noch eine kurze Frist gegönnt, während welcher ich mich – nach Überwindung des ersten Ärgers am Weihnachtsabend selbst – wenigstens zeitweilig noch in der Vorstellung wiegen durfte, mich meines Weihnachtsgeschenkes freuen zu können. Dies hatte seinen Grund in Folgendem. Es war schon Jahr und Tag, dass ich, modern zu sprechen, auf nichts Geringeres als auf eine Armeeorganisation hinarbeitete. Dublierung meiner Streitkräfte wäre mir natürlich das Liebste gewesen, da sich das aber verbot, so war ich auf Neubewaffnung und mithilfe dieser auf eine neue Taktik, überhaupt auf ein neues Heer- und Kriegssystem aus. Der bis dahin in meiner ausschließlich mit Speer oder Lanze bewaffneten Truppe vorherrschende Gedanke war, weil ich eine heilige Scheu vor ausgestoßenen Augen hatte, durchaus auf Defensive gerichtet gewesen und hatte von Anfang an zu der Weisung geführt, in kriti-





GEKOMMEN IST DER HEIL' GE *Christ*



*Plötzlich tönen
Kirchenglocken aus der
Ferne zu mir her,
meine frohen Lieder
stocken, und das Singen
geht nicht mehr.*



Zu Weihnachten 1856

Die Weihnachtszeit ist wieder da
mit Tannen und mit Lichtern,
ich stünde gern als Herr Papa
unter lachenden Gesichtern;
doch ach, zu fremdem Gänse-Genuss
nach Brompton fahr' ich im Omnibus,
es geht nun mal nicht anders.

Gern kröch ich umher mit meinem Boy
wie der Sohn der Jeanne d'Albret
und stimmte mit ein, bei Hott und Hoi,
in sein Lachen und Gedalbre;
doch die Abschlagszahlung auf meinen Wunsch
heißt »66« und Whisky-Punsch –
es geht nun mal nicht anders.

Die Stunden gehen, die Tage gehen,
vergehen immer geschwinder,
es kommt, will's Gott, ein Wiedersehn,
es kommen Frau und Kinder,
es ist der Trennung bald genug
und leer wird auch ein bitterer Krug,
es geht nun mal nicht anders.



Hoch einmal ein Weihnachtsfest

Noch einmal ein Weihnachtsfest,
immer kleiner wird der Rest,
aber nehm ich so die Summe,
alles Grade, alles Krumme,
alles Falsche, alles Rechte,
alles Gute, alles Schlechte –
rechnet sich aus all dem Braus
doch ein richtig Leben raus.
Und dies können ist das Beste
wohl bei diesem Weihnachtsfeste.



Der Heilige Abend kam

Der Heilige Abend kam und verging ähnlich wie das Jahr vorher; aus Hohen-Cremmen kamen Geschenke und Briefe; Gieshübler war wieder mit einem Huldigungsvers zur Stelle, und Vetter Briest sandte eine Karte: Schneelandschaft mit Telegrafentstangen, auf deren Draht geduckt ein Vögelchen saß. Auch für Annie war aufgebaut: ein Baum mit Lichtern, und das Kind griff mit seinen Händchen danach. Innstetten, unbefangen und heiter, schien sich seines häuslichen Glücks zu freuen und beschäftigte sich viel mit dem Kinde. Roswitha war erstaunt, den gnädigen Herrn so zärtlich und zugleich so aufgeräumt zu sehen. Auch Effi sprach viel und lachte viel, es kam ihr aber nicht aus innerster Seele. Sie fühlte sich bedrückt und wusste nur nicht, wen sie dafür verantwortlich machen sollte, Innstetten oder sich selber. Von Crampas war kein Weihnachtsgruß eingetroffen; eigentlich war es ihr lieb, aber auch wieder nicht, seine Huldigungen erfüllten sie mit einem gewissen Bangen, und seine Gleichgültigkeiten verstimmten sie; sie sah ein, es war nicht alles so, wie's sein sollte. »Du bist so unruhig«, sagte Innstetten nach einer Weile.
»Ja. Alle Welt hat es so gut mit mir gemeint, am meisten du; das bedrückt mich, weil ich fühle, dass ich es nicht verdiente.«
»Damit darf man sich nicht quälen, Effi. Zuletzt ist es doch so: was man empfängt, das hat man auch verdient.«
Effi hörte scharf hin, und ihr schlechtes Gewissen ließ sie sich selber fragen, ob er das absichtlich in so zweideutiger Form gesagt habe.



Spät gegen Abend kam Pastor Lindequist, um zu gratulieren und noch wegen der Partie nach der Oberförsterei Uvagla hin anzuhören, die natürlich eine Schlittenpartie werden müsse. Crampas habe ihm einen Platz in seinem Schlitten angeboten, aber weder der Major noch sein Bursche, der, wie alles, auch das Kutschieren übernehmen solle, kenne den Weg, und so würde es sich vielleicht empfehlen, die Fahrt gemeinschaftlich zu machen, wobei dann der landrätsliche Schlitten die Tête zu nehmen und der Crampassche zu folgen hätte. Wahrscheinlich auch der Gieshüblersche. Denn mit der Wegkenntnis Mirambos, dem sich unerklärlicherweise Freund Alonzo, der doch sonst so vorsichtig, anvertrauen wolle, stehe es wahrscheinlich noch schlechter als mit der des sommersprossigen Treptower Ulanen. Innstetten, den diese kleinen Verlegenheiten erheiteren, war mit Lindequists Vorschlage durchaus einverstanden und ordnete die Sache dahin, dass er pünktlich um zwei Uhr über den Marktplatz fahren und ohne alles Säumen die Führung des Zuges in die Hand nehmen werde.

Nach diesem Übereinkommen wurde denn auch verfahren, und als Innstettenpunkt zwei Uhr den Marktplatz passierte, grüßte Crampas zunächst von seinem Schlitten aus zu Effi hinüber und schloss sich dann dem Innstettenschen an. Der Pastor saß neben ihm. Gieshüblers Schlitten, mit Gieshübler selbst und Doktor Hannemann, folgte, jener in einem eleganten Büffelrock mit Marderbesatz, dieser in einem Bärenpelz, dem man ansah, dass er wenigstens dreißig Dienstjahre zählte. Hannemann war nämlich in seiner Jugend Schiffschirurgus auf einem Grönlandfahrer gewesen. Mirambo saß vorn, etwas auf-



geregelt wegen Unkenntnis im Kutschieren, ganz wie Lindequist vermutet hatte.

Schon nach zwei Minuten war man an Utpatels Mühle vorbei. Zwischen Kessin und Uvagla (wo, der Sage nach, ein Wenden-tempel gestanden) lag ein nur etwa tausend Schritt breiter, aber wohl anderthalb Meilen langer Waldstreifen, der an seiner rechten Längsseite das Meer, an seiner linken, bis weit an den Horizont hin, ein großes, überaus fruchtbare und gut angebautes Stück Land hatte. Hier, an der Binnenseite, flogen jetzt die drei Schlitten hin, in einiger Entfernung ein paar alte Kutschwagen vor sich, in denen, aller Wahrscheinlichkeit nach, andere nach der Oberförsterei hin eingeladene Gäste saßen. Einer dieser Wagen war an seinen altmodisch hohen Rädern deutlich zu erkennen, es war der Papenhagensche. Natürlich. Güldenklee galt als der beste Redner des Kreises (noch besser als Borcke, ja selbst besser als Grasenabb) und durfte bei Festlichkeiten nicht leicht fehlen.

Die Fahrt ging rasch – auch die herrschaftlichen Kutscher strengten sich an und wollten sich nicht überholen lassen –, sodass man schon um drei vor der Oberförsterei hielt. Ring, ein stattlicher, militärisch dreinschauender Herr von Mitte fünfzig, der den ersten Feldzug in Schleswig noch unter Wrangel und Bonin mitgemacht und sich bei Erstürmung des Danewerks ausgezeichnet hat, stand in der Tür und empfing seine Gäste, die, nachdem sie abgelegt und die Frau des Hauses begrüßt hatten, zunächst vor einem langgedeckten Kaffeetische Platz nahmen, auf dem kunstvoll aufgeschichtete Kuchenpyramiden standen. Die Oberförsterin, eine von Natur sehr ängstliche,

★ ★ ★ ★

zum Mindesten aber sehr befangene Frau, zeigte sich auch als Wirtin so, was den überaus eitlen Oberförster, der für Sicherheit und Schneidigkeit war, ganz augenscheinlich verdross. Zum Glück kam sein Unmut zu keinem Ausbruch, denn von dem, was seine Frau vermissen ließ, hatten seine Töchter desto mehr, bildhübsche Backfische von vierzehn und dreizehn, die ganz nach dem Vater schlügen. Besonders die ältere, Cora, kokettierte sofort mit Innstetten und Crampas, und beide gingen auch darauf ein. Effi ärgerte sich darüber und schämte sich dann wieder, dass sie sich geärgert habe. Sie saß neben Sidonie von Grasenabb und sagte: »Sonderbar, so bin ich auch gewesen, als ich vierzehn war.«

Effi rechnete darauf, dass Sidonie dies bestreiten oder doch wenigstens Einschränkungen machen würde. Stattdessen sagte diese: »Das kann ich mir denken.«

»Und wie der Vater sie verzieht«, fuhr Effi halb verlegen, und nur, um doch was zu sagen, fort.

Sidonie nickte. »Da liegt es. Keine Zucht. Das ist die Signatur unserer Zeit.«

Effi brach nun ab.

Der Kaffee war bald genommen, und man stand auf, um noch einen halbstündigen Spaziergang in den umliegenden Wald zu machen, zunächst auf ein Gehege zu, drin Wild eingezäunt war. Cora öffnete das Gatter, und kaum, dass sie eingetreten, so kamen auch schon die Rehe auf sie zu. Es war eigentlich reizend, ganz wie ein Märchen. Aber die Eitelkeit des jungen Dinges, das sich bewusst war, ein lebendes Bild zu stellen, ließ doch einen reinen Eindruck nicht aufkommen, am wenigsten



bei Effi. »Nein«, sagte sie zu sich selber, »so bin ich doch nicht gewesen. Vielleicht hat es mir auch an Zucht gefehlt, wie diese furchtbare Sidonie mir eben andeutete, vielleicht auch anderes noch. Man war zu Haus zu gütig gegen mich, man liebte mich zu sehr. Aber das darf ich doch wohl sagen, ich habe mich nie geziert. Das war immer Huldas Sache. Darum gefiel sie mir auch nicht, als ich diesen Sommer sie wiedersah.«

Auf dem Rückwege vom Walde nach der Oberförsterei begann es zu schneien. Crampas gesellte sich zu Effi und sprach ihr sein Bedauern aus, dass er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, sie zu begrüßen. Zugleich wies er auf die großen schweren Schneeflocken, die fielen, und sagte: »Wenn das so weitergeht, so schneien wir hier ein.«

»Das wäre nicht das Schlimmste. Mit dem Eingeschneitwerden verbinde ich von langer Zeit her eine freundliche Vorstellung, eine Vorstellung von Schutz und Beistand.«



Am Heiligen Abend



Fröhlich zog ich meine Straße,
sang ein liebes, altes Lied,
das in meiner Brust erklangen,
eh' die Liebe von mir schied.

Plötzlich tönen Kirchenglocken
aus der Ferne zu mir her,
meine frohen Lieder stocken,
und das Singen geht nicht mehr.

Kündet doch des Turms Geläute,
dass ein Feiertag beginnt,
dass der Heilige Abend heute,
und die Ostern morgen sind.

Staunt ihr, dass bei solcher Kunde
meine Freude mich verlässt?!

Ach, mein Herz, das ich begraben,
feiert nicht sein Osterfest!

»Das ist mir neu, meine gnädigste Frau.«

»Ja«, fuhr Effi fort und versuchte zu lachen, »mit den Vorstellungen ist es ein eigen Ding, man macht sie sich nicht bloß nach dem, was man persönlich erfahren hat, auch nach dem, was man irgendwo gehört oder ganz zufällig weiß. Sie sind so belesen, Major, aber mit einem Gedichte – freilich keinem Heineschen, keinem ‚Seegespenst‘ und keinem ‚Vitzliputzli‘ – bin ich Ihnen, wie mir scheint, doch voraus. Dies Gedicht heißt die ‚Gottesmauer‘, und ich hab‘ es bei unserm Hohen-Cremmener Pastor vor vielen, vielen Jahren, als ich noch ganz klein war, auswendig gelernt.«

»Gottesmauer«, wiederholte Crampas. »Ein hübscher Titel, und wie verhält es sich damit?«

»Eine kleine Geschichte, nur ganz kurz. Da war irgendwo Krieg, ein Winterfeldzug, und eine alte Witwe, die sich vor dem Feinde mächtig fürchtete, betete zu Gott, er möge doch ‚eine Mauer um sie bauen‘, um sie vor dem Landesfeinde zu schützen. Und da ließ Gott das Haus einschneien, und der Feind zog daran vorüber.«

Crampas war sichtlich betroffen und wechselte das Gespräch. Als es dunkelte, waren alle wieder in der Oberförsterei zurück.

Aus dem Roman »Effi Briest«



Zum 24. Dezember 1887

Der neue Roman, ich hab' ihn fertig,
wenn auch nicht in allen Stücken,
er ist noch deiner Abschrift gewärtig, –
dann kann ihn Kröner drucken.

»Unwiederbringlich« sein Titel ist,
unwiederbringlich ist vieles,
doch lassen wir das zum Heiligen Christ
und gedenken wir – *unsres* Zieles.

Zum 24. Dezember 1890

Ruhig sein, nicht ärgern, nicht kränken,
ist das allerbeste Schenken;
aber mit diesem Pfefferkuchen
will ich es noch mal versuchen.



Tannenbaum und Stechpalme

Weihnachten klopft auch in London an die Türen. Es ist nicht mehr der national-britische Christmas-eve mit seinem vorwiegend patriarchalischen Charakter; der Klopfende gleicht vielmehr unsrem alten Freunde »Knecht Ruprecht«, der während der letzten zwanzig Jahre es prächtig verstanden hat, für sich selber Propaganda zu machen und auch der englischen Weihnachtszeit ein mehr und mehr deutsches Gepräge zu geben. Mit andern Worten, es ist der Sieg des Tannenbaums über den altenglischen Weihnachtsbaum, den Mistle-toe. In alten Zeiten (wie jedermann aus zahllosen Beschreibungen englischer Romane weiß) prangte der weihnachtliche Mistelbusch am äußeren Ende der festgeschmückten Halle; der Qualm der Lichter und Fackeln mischte sich mit dem Duft der Rund- und Rückenstücke, die an flackernden Feuern brieten; Musik erklang und die scharf gezogenen Schranken zwischen Herr und Diener fielen auf die kurze Dauer eines Abends. Unter dem alten Mistelbusch galt überdies noch das alte Reimwort von einem »Kuss in Ehren.« So war es vordem. Das Alte hat sein Leben auf Schlössern und Herrensitzen gerettet; aber in den großen Städten ist, neben der Mistel und dem reizenden Stechpalmenreis, die Tanne in die Höh' geschossen und bedroht die alten weihnachtsgrünen Mächte mit einer siegreichen Konkurrenz. Eine neue Dynastie, aber stark, weil zweckentsprechend. Einzelne Hyperpatrioten, die den »german influence« auf jedem Gebiete, auch auf dem harmlosesten, bekämpfen und ausrotten möchten, haben zwar die deutsche Tanne in den Bann getan; aber sie

werfen sich vergebens dem rollenden Rad entgegen, und jeder neue Weihnachtstisch ist ein neuer Sieg unserer deutschen Sitte. Die Umwandlung hat sich in London beinah vollständig vollzogen: Das Weihnachtsfest, dessen häusliche Feier ein soziales Fest, ein Fest der Ausgleichung, der Brüderlichkeit im schönsten Sinne war, ist ein Kinderfest geworden. Eine schöne und tief poetische Idee hat die andere abgelöst; vielleicht war das alte tiefer im Gedanken und lustiger in der Erscheinung, aber das neue ist lieblicher und heiter. Noch einmal: Weihnachten im englischen Hause ist ein Kinderfest geworden, und im Einklang mit dieser Wandlung präsentieren sich jetzt die Londoner Straßen. Auch hier drängen sich die Penny-, die Six-Pence- und die Schilling-Buden; riesige Wiegepferde (hübscher als die unsrigen, wie es sich in dem Lande des Vollbluts geziemt) bäumen in die Höh' oder sprengen in vollem Galopp durch die Spiegelscheiben; Trommeln (schlechter als die unsrigen, wie sich's im Lande der militärischen Antipathien von selbst versteht) bilden die üblichen Pyramiden; rote, sternbesäte Luftballons schweben die Glasdecke der Arkaden entlang, und überall an den Straßenecken grünt das Edeltannenreis in Blumentöpfen. Auch an Kauflustigen fehlt es nicht. In der Mittagszeit sind die zur Stadt fahrenden Omnibusse bis auf den letzten Platz besetzt. Damen, junge und alte, sitzen sich in langer Reihe einander gegenüber und haben etwas von der ernsten Würde des Weihnachtsmannes. Nur ein Element unter den täglichen Fahrgästen fehlt – die Kinder. Das Geheimnis der Weihnachtswache hält sie daheim, und hier wie überall finden sich selbst die wildesten leicht in jene Gefangenschaft, die schon nach wenig Tagen mit der Freiheit und – dem Christbaum schließt.

Des armen Mannes Weihnachtsbaum

London, 24. Dezember.

Ich sah heute in den Straßen Londons einen prächtigen Ginsterbusch, nicht als kriegerisches Wahrzeichen wie vordem, sondern als friedlichen Weihnachtsbaum, als schlichteren Ersatz für die schlichte Tanne. Es war in Tottenham-Court-Road, und es begann schon zu dunkeln. Groß und Klein eilte nach Haus, um zu rechter Stunde an rechter Stelle zu sein; alles war Leben, Bewegung, Freude. Unter denen, die ihrer Wohnung zuschritten, war auch ein Arbeiter, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, blass, rußig, ermüdet. Neben ihm ging sein ältestes Kind, ein Knabe von sechs bis sieben Jahren; er schlepppte sich mühsam weiter. Das jüngste Kind war auf der linken Schulter des Vaters eingeschlafen, während er auf der rechten einen mächtigen Ginsterbusch als Weihnachtsbaum nach Hause trug. Der Ginsterbusch blühte. Man sieht viel Elend in den Straßen Londons, aber selten eines, in dessen Öde sich zartere Züge mischen, und so blieb ich stehen und sah dem müd und matten Zuge nach. Es war ersichtlich, die Mutter war tot, und dem Vater war die Aufgabe zugefallen, den beiden Kindern ihr Christfest zu bereiten. So war er denn hinausgegangen nach Hampstead-Heath, um auf der weiten winterlichen Heide den Weihnachtsbaum zu finden, den er zu arm war, an der nächsten Straßencke zu kaufen. Die Kinder hatten ihn begleiten müssen, weil niemand im Hause war, der sich ihrer angenommen hätte.

Jetzt kamen sie von ihrem Gange zurück, der Älteste müde, der Jüngste eingeschlafen. Was mochte sie daheim empfangen? Welcher Weihnachtsfreude gingen sie entgegen? Ich malte mir das Zimmer des armen Mannes aus: Der Ginsterbusch stand auf dem Tisch, und ein ärmliches Feuer brannte im Kamin; nichts Festliches sonst umher als das Herz seiner Bewohner. Im Widerschein des Feuers aber sah ich die gelben Ginsterblumen wie Weihnachtslichter leuchten, und ihr Blühen war wie die Verheißung eines Frühlings nach Erdenleid und Winterzeit.





Das Eleusische Fest

Es ereignete sich das in den Weihnachtstagen 30 auf 31, kurz vor Tisch. Ich selber war, wie gewöhnlich zu dieser Festzeit, in jenem eigentümlich gastrischen Zustande, wo sich der schon geschädigte Magen unbegreiflicherweise nach neuer Schädigung sehnt. Ein wohliger Duft von gebratener Gans zog durch das ganze Haus und gab meinen Gedanken eine dem Höheren durchaus abgewandte Richtung. Ich hatte mich, der wieder in Gedichtauswendiglernen bestehenden Ferienaufgabe gedenkend, auf den ersten Boden zurückgezogen und mir's hier in einem Kinderschlitten mit Seegraskissen leidlich bequem gemacht, dabei einen alten vielkragigen Mantel meines Vaters über die Knie gebreitet, denn es war bitterkalt, und in der Sonne blinkten links neben mir ein paar Schneestreifen, die der Wind durch die Fensterritzen hineingepustet hatte. Fröstelnd und unzufrieden mit mir und meinem Schicksal saß ich da, Schillers Gedichte vor mir, und lernte »das Eleusische Fest«. Unten klimperte wer auf dem Klavier. Als es endlich schwieg, hörte ich den von einem asthmatischen Pussten begleiteten Schritt meines Vaters auf der Treppe und nicht lange mehr, so stand er vor mir, übrigens zunächst weniger mit mir als mit den zwei Schneestreifen beschäftigt. Er schob denn auch, eh er sich zu mir wandte, den Schnee mit der Sohlenkante zusammen und sagte dann ernst: »Ich begreife nicht, warum du hier sitzest.«

»Ich lerne.«

»Was?«

»Das Eleusische Fest.«

»Nun, das ist gut. Aber du siehst aus, als ob du keine rechte Freude daran hättest. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem ist es denn?«

»Von Schiller.«

»Von Schiller. Nu, höre, dann bitt' ich mir aus, dass du Ernst mit der Sache machst. Schiller ist der Erste. Wie lang is es denn?«

»Siebenundzwanzig Verse.«

»Hm. Aber wenn es von Schiller ist, ist es gleich, ob es lang oder kurz ist. Es muss runter.«

»Ach, Papa, die Länge, das is es ja nicht. Der ‚Kampf mit dem Drachen‘ ist noch länger, und ich habe es in der letzten Stunde, die wir hatten, doch hergesagt.«

»Nun, was ist es dann?«

»Es ist so schwer. Ich versteh es nicht.«

»Unsinn. Das ist bloße Faulheit. Gewiss, es gibt Dichter, die man nicht verstehen kann. Aber Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. »Und in Poseidons Fichtenhain tritt er mit frommem Schauder ein« – das kann jeder verstehn und war immer meine Lieblingsstelle. Natürlich muss man wissen, wer Poseidon ist.«

»Ja, das geht, und Poseidon kenn' ich. Und die, die du da nennst, die hab' ich auch alle gelernt. Aber das Eleusische Fest, das kann ich nicht. Ich weiß nicht, was es heißt, und weiß auch nicht, was es bedeutet, und ich weiß auch nicht, gleich zu Anfang, welche Königin einzieht.«

»Das ist auch nicht nötig. Du wirst doch verstehn, dass eine Kö-



Silvester

»Gott zum Gruße, Herr Silvester,
Allerliebster, Allerbester,
sind Sie endlich angelangt,
hat's mich doch, dass Sie erfroren
oder Ihren Weg verloren,
Gott sei Dank umsonst gebangt.

Freund, Sie sind wie stets willkommen,
abgelegt und Platz genommen,
hier ein Glas vom besten Wein; –
nun, wozu dies Zieren, Zaudern?!

Haben vieles zu beplaudern
und da gilt es munter sein!

Ja, jetzt sind Sie guter Laune,
mit der Bitte drum vom Zaune;
doch vor allem: schenket ein!
Von dem einen zu dem andern
lassen wir die Flaschen wandern
dorten mit Champagner-Wein.

Wenn Sie heut das Jahr, das alte,
dass es ewige Ruhe halte,
zu den Vätern heimgebracht,
wenn Sie, tief im Strom der Zeiten,
auf den Friedhof es geleiten,
retten Sie mir eine Nacht.





Jene Nacht, wo meine bleiche
eingesargte Liebesleiche
wie erwachend sich geregt,
wo ich sie lebendig schaute,
bis sie, als der Morgen graute,
wieder sich zur Ruh' gelegt.

Jene Nacht, wo das Erscheinen
Vandas, wo ihr reuig Weinen
meine Liebe fast erweckt;
könnte je sie wiederkehren,
könnte sie mich je bekehren,
dass kein Traumbild mich geneckt.

Dann ...« doch ach, die Worte stocken,
denn es künden alle Glocken
in der Runde: Mitternacht;
und, mein werter Herr Silvester,
meiner Freunde allerbester
hat sich auf den Weg gemacht.

Dennoch sei dem braven Jungen
ganz allein dies Lied gesungen,
da er seines Freunds gedacht;
denn ich hab' nach wenig Stunden
schon mein Liebchen wiederfunden
reuig in der Neujahrsnacht.

Kleines Eisabenteuer

Zwei Jahre später, Anfang Januar '32, hatten wir wieder ein am Strom spielendes Ereignis. Aber diesmal war es keine Sturmflut, sondern ein kleines Eisabenteuer. Die Tage nach Weihnachten waren ungewöhnlich milde gewesen und das Eis, das schon Anfang Dezember das Haff überdeckt hatte, hatte sich wieder gelöst und trieb in großen Schollen, die übrigens den Bootverkehr nach der Insel Wollin hinüber nicht hinderten, flussabwärts dem Meere zu. Silvester war wie herkömmlich gefeiert worden und für den zweiten Januar stand ein neues Vergnügen in Sicht, von dem ich mir ganz besonders viel versprach: mein Freund Wilhelm Krause, der schon als Schüler und Pensionär des bekannten Direktors v. Klöden die Gewerbeschule besuchte, musste am dritten Januar wieder in Berlin sein und seitens seines Vaters, des Kommerzienrats, war mit einigen Freunden verabredet worden, dem liebenswürdigen Jungen bis nach dem jenseitigen Ufer hinüber, von wo dann die Fahrgäste ging, das Geleit zu geben. In einem sicheren Eisboote wollte man, zwischen den Schollen hindurch, die Partie machen, alles in allem acht Personen: erst zwei Bootsleute, dann der Kommerzienrat und sein Sohn, dann Konsul Thompson und Sohn und schließlich mein Vater und ich. Ich freute mich ganz ungeheuer darauf. Einmal weil es was Apartes war und nicht minder, weil eine glänzende Verpflegung in Aussicht stand. Es verlautete nämlich, dass drüben im Fährhause ge-



frühstückt und wir drei Jungs mit Eierpunsch und holländischen Waffeln regaliert werden sollten. Ich nahm mir vor, weil mir dies männlicher erschien, mich ausschließlich an den Eierpunsch zu halten, blieb aber später nicht auf der Höhe dieses Entschlusses. Um neun sollte das Boot von »Krausens Klapp« abgehen. Wir waren auch alle pünktlich da, nur das Boot nicht, und als wir eine Weile gewartet, erfuhren wir, wovon uns übrigens der Augenschein bereits überzeugt hatte, dass der über Nacht eingetretene starke Frost die Schollen zum Stehen gebracht und die kleinen Wasserläufe dazwischen mit Eis überdeckt habe. Das hätte nun nichts auf sich gehabt, im Gegenteil, wenn nur die Eisdecke um einen Zoll dicker gewesen wäre; sie war aber sehr dünn und so standen wir vor der Erwägung, ob ein Überschreiten des Flusses überhaupt möglich sei. Der Kommerzienrat, dem daran lag, keine Schulversäumnis eintreten zu lassen, war entschieden für das kleine Wagnis und als die in langen Pelzjacken dastehenden Bootsleute dies erst sahen, meinten sie sofort auch ihrerseits, »es werde schon gehen und wenn was passiere, so wäre es auch so schlimm nicht ... ein bisschen nasskalt ...« – »Ja, Kinder«, sagte Thompson, »wie denkt ihr euch das eigentlich? Das heißt doch so viel wie reinfallen und da hat man seinen Schlag weg, man weiß nicht wie. Oder die Eisscholle schneidet einem den Kopf ab.«

»Ih, Herr Konsul, so schlimm wird es ja woll nich kommen.«

»Ja, so schlimm wird es ja woll nich kommen ... das klingt ganz gut, aber daraus kann ich mir keinen Trost nehmen. Oskar ...«, und dabei nahm er seinen Jungen bei der Schulter, »wir zwei bleiben hier; Onkel Krause ist ein Windhund, der kann es ris-



kieren. Und du, Bruder, wie steht es mit dir?«

Diese Schlussworte richteten sich an meinen Vater, der ohne Weiteres erklärte, Thompson habe recht. In diesem Augenblick aber traf ihn ein so wehmütiger Blick aus meinen Augen, dass er ins Lachen kam und hinzusetzte: »Nun gut, wenn der Kommerzienrat dich mitnehmen will, meinetwegen ... ich bin der Schwerste von euch allen ... und von Verpflichtung kann keine Rede sein, eher das Gegenteil ...« Und bei diesem Entscheide blieb es.

Einer der Bootsleute, mit einem acht oder zehn Fuß langen Brett auf der Schulter und einem Tau um den Leib, ging vorauf, an dem nachschleifenden Tauende aber hielt sich der Kommerzienrat mit der Linken, während er seinen Jungen an der andern Hand führte; gleich dahinter folgte der zweite



Bootsmann, ähnlich ausgerüstet, aber statt des Taues mit einer Eispicke, daran ich mich hielt. So ging es los. Es war zauberhaft und wohl eigentlich nicht sehr gefährlich. Die beiden Bootslute waren immer vorauf und erfüllten mich mit dem ange-



nehmen Gefühl, »wenn die überfrone Stelle den Bootsmann getragen hat, dich trägt sie gewiss.« Und das war richtig. Freilich kamen Stellen, wo der Strom so stark ging, dass nicht einmal Schülbereis das Wasser bedeckte, aber solche freie Strömung war immer nur zwischen zwei verhältnismäßig naheliegenden Eisschollen, sodass das Brett, das der Bootsmann trug, vollkommen ausreichte, einen Übergang von einer Scholle zur anderen zu schaffen. War er drüber, so reichte er mir die lange Pikenstange oder richtiger hielt die Stange so, dass sie mir als ein Geländer diente. Kurzum, ich empfand nur so viel von Gefahr, wie nötig war, um den ganzen Vorgang auf seine höchste Genusshöhe zu heben und als ich, nach dem Frühstück drüber, wieder glücklich zurück war, betrat ich das Bollwerk wie ein junger Sieger und schritt in gehobener Stimmung auf unser Haus zu, wo meine Mutter, die von einem sehr erregten Gespräch zu kommen schien, schon im Flur stand und mich erwartete. Sie küsste mich mit besonderer Zärtlichkeit, dabei immer vorwurfsvoll nach dem Vater hinüber sehend, und fragte mich, ob ich noch etwas wolle.

»Nein,« sagte ich, »es gab Eierpunsch und Waffeln und ich wollte auch welche für die Geschwister mitbringen; aber mit einem Male gab es keine mehr.«

»Ich weiß schon. Du bist Deines Vaters Sohn.«

»Da hat er ganz gut gewählt,« sagte mein Vater.

»Meinst Du das wirklich, Louis?«

»Nicht so ganz. Es war nur eine façon de parler.«

»Wie immer.«

Aus »Meine Kinderjahre«

Neujahr 1871



Das alte Jahr – vom Turm hat's ausgeklungen,
auf horcht im Traum der Dohlen dunkle Schar,
und klirrend sind die Pforten aufgesprungen
(wie Waffen klirr'n) von einem neuen Jahr;
ein Trennungsschnitt ist wieder eingedrungen
in das, was sein wird, und in das, was war,
und eh' wir Wunsch und Bitte vorwärts schicken –
was läg' uns näher, als zurückzublicken?

In welch ein Jahr! Es ruht das stille Schaffen,
der Dinge schönes Gleichmaß ist gestört,
vom Rhein zum Niemen klingt es: »Zu den Waffen!
Das Unrecht schreit, die Schmach ist unerhört!« –
Und bis zu dieser Stunde kein Erschlaffen
seit jenem Tag von Weißenburg und Wörth:
In jedem Kampf aufs Neue ruhmbereichert,
was ward seit Spichern alles aufgespeichert!

Dreimal vor Metz, in ungeheurem Ringen,
auf, ab die Mosel fing das Ernten an,
bis an der Maas in eisernem Umschlingen
Deutschland den Ehr- und Erntekranz gewann;
an dieses Kranzes blut'gen Ähren hingen
Armeen: dreimalhunderttausend Mann,
gefangen all! Ein Kaiser ging verloren,
ein ander: Kaiser Weißbart, ward geboren.

Das alte Jahr, in Kampf und Mut und Streben
hat's uns gefeit, gewappnet und gestählt –
du neues Jahr, o woll' auch *das* noch geben,
das Eine noch, das uns allein noch fehlt:
Lass jenen Ölweig zu uns niederschweben,
auf den ein jedes Herz jetzt hofft und zählt,
zu allem, was das alte Jahr beschieden,
du neues Jahr, o gib uns Frieden, Frieden!



Biografie



Theodor

Theodor Fontane



Am 30. Dezember 1819 wird Theodor Fontane in Neuruppin geboren.

- 1827 Umzug der Familie nach Swinemünde.
- 1832 Eintritt in das Gymnasium zu Neuruppin.
- 1836 Beginn der Apotheker-Lehrzeit in Berlin.
- 1839 Die erste Novelle »Geschwisterliebe« erscheint in der Zeitschrift »Berliner Figaro«.
- 1841 Tätigkeit als Apothekergehilfe in Leipzig und Dresden.
- 1842 Rückkehr nach Letschin. Mitarbeit in der väterlichen Apotheke.
- 1844 Erste Reise nach England.
- 1847 Approbation als Apotheker erster Klasse.

- 1848 Teilnahme an den Barrikadenkämpfen in Berlin. Anstellung im Krankenhaus Bethanien.
- 1849 Beginn des Wirkens als freier Schriftsteller.
- 1850 Heirat mit Emilie Rouanet-Kummer.
- 1851 Geburt des ersten Sohnes.
- 1852 Korrespondent in London.
- 1855 Beginn des mehrjährigen Aufenthaltes in London.
- 1859 Rückkehr nach Berlin.

Fontanes Geburtshaus in Neuruppin heute





Fontane-Raum im
Märkischen Museum
mit Fontanes Schreibtisch

- 1862 Beginn der Arbeiten an den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«, die bis 1882 in 4 Bänden erscheinen.
- 1864 Reise nach Schleswig Holstein und Dänemark.
- 1870 Beginn des Wirkens als Theaterrezessent für die Vossische Zeitung.
- 1872 Umzug in die Potsdamer Straße 134c in Berlin.
- 1874 Italienreise mit seiner Frau.
- 1878 Roman »Vor dem Sturm« erscheint.
- 1880 Roman »Grete Minde« erscheint.
- 1883 Roman »Schach von Wuthenow« erscheint.
- 1888 Roman »Irrungen, Wirrungen« erscheint.
- 1893 Roman »Frau Jenny Treibel« erscheint.
- 1895 Beginn der Arbeit am »Stechlin«.
- 1896 Roman »Effi Briest« erscheint.
- 1897 Beendigung des »Stechlin«.
- 1898 Fontane stirbt am 20. September in Berlin.

Bildverzeichnis

- S. 6/7: Sonnenuntergang über Neuruppin © Lukas/Fotolia
- S. 8/9: Schloss Rheinsberg im Herbst © alexxx81/Fotolia
- S. 15: Weihnachtsmarkt Schloss Charlottenburg Berlin © picture alliance/dpa Themendienst
- S. 21: Spreewaldidylle im Winter © LianeM/Fotolia
- S. 23: © Александер Сербин/Fotolia
- S. 24/25: London: Big Ben und Houses of Parliament im Herbstnebel © Bikeworldtravel/Fotolia
- S. 29: © kite_rin/Fotolia
- S. 30/31: © gudrun/Fotolia
- S. 31: © izzzy71/Fotolia
- S. 39: © Фёдор Лашков/Fotolia
- S. 42/43: Heiliger See in Potsdam unter Eis © J. Ossorio Castillo/Fotolia
- S. 47: Weihnachten im Spreewald © Bomenius/Fotolia
- S. 48/49: © Ingo Bartussek/Fotolia
- S. 51: Weihnachtsmarkt auf dem Gendarmenmarkt in Berlin © sborisov/Fotolia
- S. 52/53: Deutscher Dom in Berlin © franz12/Fotolia
- S. 55: Goethe-Denkmal auf dem Naschmarkt in Leipzig © FSEID/Fotolia
- S. 56: Gendarmenmarkt Berlin © Curioso Photography/Fotolia
- S. 61: © rusty_elliott/Fotolia
- S. 67: © Sonja Birkelbach/Fotolia

- S. 68/69: © malinkaphoto/Fotolia
- S. 71: © alinamd/Fotolia
- S. 76/77: Neumarkt mit Frauenkirche in Dresden © eyetronic/
Fotolia
- S. 81: © by-studio/Fotolia
- S. 86/87: Französischer Dom in Berlin © AR Pictures/Fotolia
- S. 93: Lehnitzsee bei Potsdam im Winter © Alfred Sonsalla/
Fotolia
- S. 97: Winter im Spreewald © Marco/Fotolia
- S. 98/99: Französischer Platz mit Brandenburger Tor in Berlin
© neirfy/Fotolia
- S. 101: Weihnachtsmarkt in Potsdam, Brandenburger Straße ©
picture alliance/ZB - Fotoreport
- S. 107: Berliner Weihnachtsmarkt © licht75/Fotolia
- S. 108/109: Dresden Brühlsche Terrasse © rudi1976/Fotolia
- S. 119: Kloster Chorin in Brandenburg © campix/Fotolia
- S. 120: Marienkirche in Berlin © Maurice Tricatelle/Fotolia
- S. 123: © Evgeniya/Fotolia
- S. 124/125 + 126 © picture alliance/akg-images